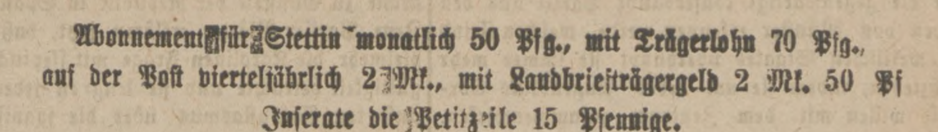
Eigenthum, Druck und Verlag von R. Graßmann.
Redaktion und Expedition Kirchplatz 3.
Annahme von Inseraten Schulzenstraße 9 und Kirchplatz 3.


Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfg., mit Trägerlohn 70 Pfg.
auf der Post vierteljährlich 2 Mk., mit Landbriefträgergeld 2 Mk. 50 Pf.
Inserate die Petitzeile 15 Pfennige.

Stettiner Zeitung.

Morgen-Ausgabe. Sonnabend, den 5. September 1885. Nr. 412.

Deutschland.

Berlin, 4. September. Der Pariser „Temps“ veröffentlicht eine aus Aden, 18. August, datirte Korrespondenz, welche den Bau und die Ausrüstung der für chinesische Rechnung auf der Werft des „Vulkan“ erbauten Panzer-Korvetten beschreibt und folgendermaßen lautet:

„Die von der chinesischen Regierung in den Stettiner Werkstätten bestellten und wegen der französisch-chinesischen Feindseligkeiten etwa ein volles Jahr hindurch in den deutschen Gewässern zurückgehaltenen Panzer-Korvetten haben Stettin am 7. Juli verlassen, und trafen am 14. August in Aden ein. Die strenge Sperre, gemäß deren die Chinesen dem deutschen Publikum des Erbauungs- und Ausrüstungs-Hafens die Ermächtigung zum Besuche dieser Panzer neuen Modells versagt hatten, wurde Ihrem Korrespondenten gegenüber nicht beibehalten. So konnte ich denn sämmtliche Ecken und Winkel des „Chen-Yuen“ durchmustern, welcher den beiden anderen Schiffen in allen Stücken gleicht. Ich will versuchen, Ihnen eine flüchtige und summarische Beschreibung desselben zu geben, denn trotz der ausgesuchten Liebenswürdigkeit des Offiziers, der uns als Führer diente, konnte ich mir an Ort und Stelle nichts von den Mittheilungen aufzeichnen, die er mir über die konstruktiven Einzelheiten dieses Kriegsschiffes machte.

Der Typ des „Chen-Yuen“ kann mit jenem der „Arrogante“ verglichen werden. Das etwa zwei Meter über Wasserlinie befindliche Verdeck ist mit einer beweglichen Einfassung umgeben, die aus einer leichten, durch eine Reihe sehr leicht zu demontirender eiserner Stützen laufenden Kette besteht. Am Vordertheile ruhen die Anker auf einer geneigten Fläche und werden durch eine mit senkrechtem Hebel versehene Hemmvorrichtung in ihrer Lage festgehalten. Ein Jagdgeschütz von 15 Zentimeter wird durch einen Thurm von 2 Zentimeter Dicke geschützt. Die Bordartillerie besteht aus 4 Kruppgeschützen von 31 Zentimeter Durchmesser und zwei 15-Zentimeter-Geschützen, eines für die Jagd, eines für den Rückzug. Die 31 Zentimeter-Geschütze werden paarweise durch Thürme gedeckt, welche in der Längsdiagonale des Schiffes stehen. Die Geschütze selbst haben nur zwei Bewegungen, die rückläufige und die Neigungsbewegung, welche zur Richtung des Stückes dient. Die Drehbewegung wird ihnen gleichzeitig (ich sage gleichzeitig, denn die etwa in Zwischenräumen von $1^1/_2$ Meter aufgestellten Geschütze können nicht jedes getrennt für sich gerichtet werden) durch den Thurm übermittelt, der durch mächtige hydraulische Maschinen bewegt wird. Die Wandstärke der beiden, vor der Zentral-Maschine gelegenen Thürme überschreitet nicht 2 Zentimeter.

Desgleichen werden die an Bord vorhandenen Torpedo-Lancierrohre durch hydraulische Maschinen dirigirt; es sind deren drei: zwei vorn, an der Backbord- und Steuerbordseite, und eines mittelschiffs, an der Backbordseite. Diese Rohre werden von den Mannschaften bedient, die durch den Schiffspanzer geschützt sind. Die Angabe der Richtung geht von dem Kommandanten aus und wird den Bedienungs-Mannschaften auf elektrischem Wege übermittelt.

Die Offiziers-Wohnräume sind sehr gut angeordnet und von ungemein bequemer Ausstattung. Ueberall wird elektrische Beleuchtung verwendet, in den Wohnräumen der Offiziere wie in der Batterie. Die Leuchtapparate, welche zur Erhellung der Batterie, und der anderen Schiffsräume dienen, können ebensowohl mit Kerzen als mit dem elektrischen Strome versorgt werden. Die Bemastung dieser Panzerschiffe ist fast gleich Null, und die Masten tragen Goelettensegel. Die Mastkörbe sind gepanzert, um darin Hotchkiß-Geschütze aufstellen zu können.

Zwei Maschinen setzen zwei Schrauben in Bewegung und sind im Stande, eine Maximal-Geschwindigkeit von 15 Knoten hervorzubringen. Doch haben sie, von Stettin bis Aden, nur eine mittlere Geschwindigkeit von 10 bis $10^1/_2$ Knoten entwickelt.

Jedes der drei chinesischen Panzerschiffe ist mit zwei Schrauben-Torpedobooten von 12 bis 14 Meter Länge ausgerüstet. Ihr äußerst schlanker Bau gestattet ihnen die Erreichung einer Geschwindigkeit von 18 bis 20 Knoten. Außer diesen zwei Torpedobooten waren „Chen-Yuen“ und „Tin-Ynen“ jede noch mit zwei 25 bis 30 Meter langen Torpedoschaluppen beladen, welche ebenfalls für die chinesische Regierung bestimmt sind.

Die unter deutscher Flagge fahrenden Panzer sind mit Offizieren und Mannschaften der deutschen Handelsmarine besetzt und führen große Mengen Kriegsmunition, sowie Armstrong-Torpedos mit sich. An Bord sind außerdem noch ein deutscher Marineoffizier, ein chinesischer Botschafter und einige chinesische Offiziere.

Berlin, 4. September. Ueber die katholische General-Versammlung in Münster schreibt die „N.-Z.“:

Die diesjährige Generalversammlung der katholischen Vereine ist so verlaufen, wie es vorherzusehen war. Aeußerlich unter großem Volksandrang und Enthusiasmus — das war selbstverständlich in Münster, der ultramontanen Hauptstadt des ultramontansten Landestheils Norddeutschlands. Und was den Inhalt der Verhandlungen angeht, so hat er durchaus bestätigt, was wir vorhergesagt hatten: es würde Alles aufgeboten werden, um den in der katholischen Bevölkerung erlahmenden Kulturkampf-Eifer wieder anzufachen. Zu diesem Zwecke sind denn auch die stärksten Mittel angewendet worden. Um nur ja eine Forderung, deren Gewährung nicht zu erwarten ist, an die Spitze zu stellen, hat man kirchenpolitisch am demonstrativsten die Wiederzulassung der Jesuiten verlangt, während es doch sicher auch vom klerikalen Standpunkt aus dringendere Sorgen giebt. Ein Redner versicherte, daß der Pfarrer dasselbe Recht auf die Schulaufsicht habe, wie der Bischof auf die Leitung seiner Diözese. Ein anderer bedrohte die Dynastien mit blutigem Untergang für den Fall, daß nicht alle ultramontanen Forderungen — darunter die Schließung der Universitäten! — erfüllt würden. Herr Windthorst selbst versicherte, daß der Papst die Welt zu regieren und die europäischen Mächte zur Ordnung zu rufen habe; natürlich sollen dieselben ihm, damit er das besser könne, seine weltliche Herrschaft wieder verschaffen.

Man braucht diese Extravaganzen und die unaufhörlichen Versicherungen, daß die Bischöfe, die Zentrumsfraktion, das katholische Volk „einig“ seien, nur mit dem ruhigen Verlauf der letzten katholischen Generalversammlung zu vergleichen, um zu erkennen, daß diesmal eine nicht natürlich vorhandene Stimmung künstlich fabrizirt werden sollte. Es ist ja seit einem Jahre nicht das Geringste geschehen, was die katholische Bevölkerung besonders aufregen, was sie in eine gereiztere Stimmung als vor zwölf Monaten versetzen konnte. Gerade das ist aber der Kummer der Agitatoren, und darum sind in Münster alle Blasebälge in Bewegung gesetzt worden, um die Flamme anzufachen. Aber wie stürmisch auch der Applaus für die Kraftstellen der Hetzreden gewesen sein mag, dergleichen hält nicht vor. Wenn die Herren den kirchenpolitischen Kampf wirksam wieder anfachen wollen, so bleibt ihnen nur Eins zu versuchen übrig: sie müssen trotz der vom Staate gewährten Möglichkeit der Anstellung von Geistlichen dieselbe verhindern. So lange sie das nicht wagen, werden sie vergeblich lärmende Worte machen; und weil zwar ein Theil der Führer so weit gehen will, es ihnen aber bisher nicht gelungen ist, den Papst, die preußischen Bischöfe und die besonneneren Politiker mit sich fort zu reißen, darum fehlt die „Einigkeit“, von der so verdächtig viel geredet wird.

Wir haben immer zwischem dem Widerstande gegen die veermeintlich in die Gewissensfreiheit der Katholiken eingreifenden Gesetze und den ultramontanen Bestrebungen überhaupt unterschieden. Die letzteren werden selbstverständlich nicht damit ihr Ende erreichen, daß der „Kulturkampf“ einschläft; sie waren vor seinem Beginn da; sie werden nach seiner Beendigung fortdauern und aus ihm unzweifelhaft eine erhebliche Verstärkung zurückbehalten, auch nachdem viele katholische Wähler, welche für ein Jahrzehnt die Kadres des Zentrums füllen geholfen, demselben wieder den Rücken werden gekehrt haben. Ueber die dauernden, vom Stande des Kampfes um die Falkschen Gesetze ganz unabhängigen Tendenzen des Ultramontanismus nun kann man sich aus den Reden von Münster sehr nützlich belehren; die ausgegebene Parole, daß die Anhänger wieder einmal tüchtig aufgerüttelt werden müßten, hat zu mancherlei unvorsichtigen Aeußerungen — wir haben oben auf einige hingewiesen — geführt. Beispielsweise: wenn der Pfarrer dasselbe Recht auf die Schulaufsicht hat, wie der Bischof auf seine Diözese, so wird er ja wohl dem vom Staate angestellten Lehrer auch dann Befehle zu ertheilen haben, wenn der Staat ihm die Schulaufsicht nicht überträgt oder sie ihm entzieht — gerade wie der abgesetzte Bischof die Diözese „von dem Orte des Exils aus“, so weit möglich, leitet!

Feuilleton.

Die Trinkgelder.

(Nachdruck verboten.)

Zu den größten und immer mehr überhand nehmenden Sitten, richtiger wohl Unsitten, gehört das Trinkgeldgeben und Trinkgeldverlangen. Die Entstehungsgeschichte der Bier- und Weinstuben-, der Gast- und Kaffeehaustrinkgelder läßt sich rasch errathen und erklären: Die ersten Trinkgeldgeber wollten besser und schneller bedient sein als die übrigen Gäste, und deshalb beschenkten sie die dienstbaren Geister jener Lokale mit Geld. Den erwünschten Zweck hatten sie damit wohl erreicht, sie wurden freundlicher bedient, wurden auf etwaige Mängel von Speisen und Getränken aufmerksam gemacht und, damit ihnen Kellner oder Kellnerin fort gewogen blieb, wurde die Unsitte zur Regel, die Trinkgelder mußten alltäglich gezahlt werden. Der eigentliche hinkende Bote jedoch kam noch nach. Als die anderen Gäste die Bevorzugung der Trinkgeldgeber merkten, verabreichten sie auch solche, bis endlich Jedermann dem üblen Beispiele huldigte und schließlich Alles auf dem alten Flecke war. Die Quintessenz davon war: die Gesammtheit der Gäste hatte sich freiwillig eine neue Steuer aufgebürdet, ohne irgend welchen namhaften Vortheil.

Heute ist es fast zur Unmöglichkeit geworden, ohne Trinkgelder in Gasthäusern, Bier-, Kaffee- und Weinstuben verkehren zu können. Nicht zu selten werden die Trinkgelder bei der Bezahlung, der Einfachheit halber, gleich der Zechschuld zugerechnet, dem vielleicht darüber entrüsteten Gast aber möglicher Weise noch von Seiten des trinkgeldnehmenden Frackritters die Worte entgegen geworfen: „Anständige Herren geben stets ein Trinkgeld oder lassen dem Kellner, was über die Zeche ist.“ Andere meinen wieder, daß sie auf die Trinkgelder angewiesen wären und ohne dieselben bei ihrem geringen Salär nicht auskommen könnten.

Es waren also die Wirthe, welche diese neue Geldquelle der Bediensteten sich zu Nutze machten. Sie gaben für die Arbeitsleistung ihres Personals wenig, zuweilen gar keinen Lohn. Aber in großen Etablissements hatten sich die Inhaber derselben doch noch, trotz aller Findigkeit, verrechnet, sie waren immer noch „schlechte Wirthe“ gewesen. Es hatten nämlich einzelne jener befrackten Kellnerschaaren immer noch unverhältnißmäßig hohe Einnahmen, und das durfte denn doch nicht sein, diesem Uebelstande mußte schleunigst abgeholfen werden. Das Mittel hierfür war einfach, hatte aber den gewünschten Erfolg: Solche einträgliche und vielumworbene Posten wurden nun gar nicht mehr besoldet, die Stelleninhaber mußten für eigene Wohnung und Beköstigung sorgen und überdies für die Gnade, in jenen Häusern arbeiten zu dürfen — Pacht zahlen. Dieselbe war erst niedrig, wurde aber höher und höher und — das liebe Publikum bezahlte die Pachtsumme. Auf jede nur erdenkliche, oft bis an förmliche Raffinirtheit grenzende Art und Weise wird nun dem Gast ein Nickel nach dem andern aus der Tasche gelockt, und wehe dem, welcher vergißt, seinen Obolus dem Herrn Kellner zu opfern, es könnte ihm gehen, wie dem Verfasser, der sich sagen lassen mußte: „Solche Gäste — ich hatte zweimal kein Trinkgeld gegeben — brauchen nicht in unserem Lokale zu verkehren!“ Und das geschah in der Metropole der Intelligenz. Bravo!! —

Aber auch die Hoteliers machten sich die freiwilligen Geschenke der Fremden zu Nutze. Als der ökonomisch stärkere Theil fiel es ihnen nicht schwer, etwas davon in ihre Tasche zu leiten, indem sie ihrem Dienstpersonal sagten: „Von heute ab stelle ich euch auskömmlich so und so, ihr müßt mir jedoch das bekanntermaßen üblich gewordene Trinkgeld, welches ich direkt von den mich „Beehrenden“ einziehen werde, überlassen.“ Für dieses neu erfundene, direkte Steuereinziehungsverfahren erfand man das herrliche Wort „Service“, welches von nun ab die Gasthausrechnungen zierte. Welchem Dienstboten nun dieses rigoröse Verfahren seitens der Arbeitgeber nicht paßte, konnte sein Bündel schnüren, zehn andere warteten schon auf den Abgang. „Uebrigens“, meinten noch die Herren Wirthe, „könnt ihr euch doch an den Fingern abzählen, daß ihr bei der neuen Methode noch immer gewinnt, denn ungeachtet des „Service“ werdet ihr von den Gästen noch extra betrinkgeldert werden.“

Und sie hatten Recht, das große Publikum zahlt nun doppelt Steuern. Wer es nicht glaubt, hier ist eine Rechnung, datirt vom 7. August 1885. Th . . . i. Harz.

2 Logis	4	M.	— Pf.
Service und Bougies	3	„	— „
2 Kaffee kompl. . .	2	„	— „
Sa.	9	M.	— Pf.

Das war die Rechnung für 2 Personen von Abends 10 Uhr bis 7 Uhr Morgens. Doch damit nicht genug. Am Fuße der Rechnung standen noch zwei Worte ganz klein gedruckt: „Exkl. Hausknecht.“ Daß derselbe sich pünktlich einstellte, bedarf wohl keiner besonderen Auseinandersetzung. —

Ueber das Trinkgeldergeben ist schon viel gezetert und viel geschrieben, trefflicher jedoch als von einem Universitätsprofessor in W. ist wohl dieses Thema noch nicht behandelt worden. Derselbe sagt u. a.: „Zu den gesellschaftlichen Mächten gehört heute das Trinkgeld. Es ist ein Bastard aus der unebenbürtigen Verbindung zwischen den Tugenden der freigebigen Dankbarkeit und der Uebelthat der Bestechung . . . . Der Moralität der unteren Klassen wird dadurch nicht wenig geschadet. Es gewöhnt sie, Gefälligkeiten als Kreditgeschäfte zu betrachten.“ Dann gipfeln sich seine Ausstellungen in fünf Punkten. Er bestimmt das Gasthoftrinkgeld lediglich nach dem Zufall der persönlichen Berührung, viele erhebliche Dienste würden deshalb unvergolten bleiben — es würde viel zu hoch bemessen — für Dinge gegeben, die man bereits bezahlt hat — es sei zu kostspielig — endlich zu unbestimmt. Soviel von seinen Auslassungen.

Nun, der Trinkgeldunsitte ließe sich schon noch steuern und zwar von Seiten der Wirthe selbst. Die Inhaber solcher Mustergasthöfe müßten ihren Leuten bei Androhung sofortiger Entlassung und Verwirkung fernerweiter Lohnansprüche die Annahme eines jeden Trinkgeldes verbieten und diese Maßregel durch Plakate und Abdruck auf Speisekarten und Rechnungen bekannt geben, gleichzeitig aber ihr Personal so besolden, daß es der Trinkgelder, richtiger dieser modernen Bettelei, nicht bedarf.

Ob sich nun hierzu freiwillig viel Wirthe bequemen werden, ist allerdings sehr anzuzweifeln, wohl aber könnten die Herausgeber von Reisehandbüchern diejenigen Gasthöfe mit Sternchen auszeichnen, in welchen die Trinkgelder verpönt sind. Der scheinbare Verlust auf der einen Seite würde durch lebhafteren Zuspruch der Fremden sicherlich mehr als doppelt gedeckt werden. Selbstverständlich bleibt es jedem Gastgeber freigestellt, den Preis für sein Zimmer zu bestimmen, nur der Posten „Service“ soll von der Rechnung verschwinden, wie auch der „Bougies“, welcher ebenfalls ein nicht zu rechtfertigender Mißbrauch ist.

Aber auch das Publikum selbst müßte Einhalt thun und dieser Unsitte einen energischen Damm entgegensetzen. Leider hat sich das Trinkgeldgeben bereits so eingebürgert, daß häufig — wenigstens in der Restauration — kleine, die Zeche überragende Beträge gedankenlos dem Kellner zugeschoben werden. Die Ausrottung dieses Mißbrauchs aber gehört zu den Aufgaben der nationalen Pädagogik. Was aber in anderen Ländern, wo Trinkgelder nie aufgekommen sind und wo die Bedienung ihren alle Theile befriedigenden Gang geht, möglich ist, sollte das wirklich bei uns zu den Unmöglichkeiten gehören?

E. W.

Wir hegen natürlich keineswegs die Hoffnung, daß die gegenwärtige preußische Regierung oder die gegenwärtige konservative Partei aus den Reden von Münster erkennen werde, welchen Feind des weltlichen Staates überhaupt sie immer mehr großziehen, indem sie um jedes Augenblicks-Vortheils willen mit dem Zentrum zusammenwirken.

— Der Glanz der diesjährigen, der fünfzehnten, Sedanfeier, der die herrlichste Sonne lachte, war die Anwesenheit des Kaisers mit großem Gefolge bei der Parade. Auch die Kaiserin nahm an der Parade Theil. Die hohen Herrschaften waren begleitet von allen hier zur Zeit anwesenden Prinzen — der Kronprinz hält Truppenschau in Süddeutschland — und den heimischen und fremdländischen Großwürdenträgern. Die Theilnahme der Bevölkerung an dem Festtage mit seinen militärischen und volksthümlichen Feierlichkeiten war eine allgemeine und ließ gegen die Vorjahre eher eine Steigerung als eine Abnahme erkennen. Der Sedantag wird sich aller Versuche der Widersacher des neuen Reichs zum Trotz nicht mehr in Vergessenheit bringen lassen. Die Nachrichten, die aus allen Theilen des Reichs und ganz besonders erfreulich aus Süddeutschland hier einlangen, bestätigen das über alle Anzweiflung. Auch die ultramontanen Hetzer und Wühler werden den Sedantag dem Herzen des Volks nicht entfremden können, wenngleich sie ihre blinden Schaaren von dem Feste fernhalten. Auch hierin wird die Zeit wohl Wandel schaffen. Es thut uns gut, von Zeit zu Zeit uns zu erinnern, was uns der Sedantag gebracht, aus welcher Stellung der Welt er uns emporgebracht hat und wie mißachtet wir vordem im Auslande, wie unbeholfen und übelbestellt wir zu Hause waren. Eine Nation, ein einiges politisches Volk sind wir bei Sedan geworden. Dieser Tag hat Nord und Süd für ewig aneinandergekittet.

— Nach einer Mittheilung des „Pester Lloyd" wurden in Karansebes Plakate angeheftet, unterfertigt „die rumänische Irredenta in Bukarest", die in frecher Sprache gegen den Staat und den König aufreizen. Die Staatsanwaltschaft strengte sofort eine Untersuchung an, dieselbe lieferte überraschende Ergebnisse, über welche sofort nach Pest die Meldung erstattet wurde.

— Wie der „Voss. Ztg." aus Brüssel, 2. September, geschrieben wird, hat der belgische General-Direktor der öffentlichen Sicherheit Gauthier ein Rundschreiben erlassen, in dem er erklärt, daß auf Verlangen der preußischen Regierung mittellose Fremde nur dann nach Deutschland ausgewiesen werden dürfen, wenn sie Deutsche sind, daß Preußen auch nicht duldet, daß Ausländer, die aus Belgien ausgewiesen werden, das deutsche Gebiet zur Durchreise nach ihrem Heimathslande betreten. Die letztere Anordnung sei provisorisch, da das belgische Ministerium mit Preußen unterhandle, um die letztere Beschränkung aufzuheben; inzwischen sollen aber nur Deutsche nach der deutschen Grenze dirigirt werden.

— Ueber die Summen, die der Unterhalt der russischen Botschaften, Missionen und Konsulate im Auslande kostet, bringt die „Nowoje Wr." folgende Angaben: Die theuerste Botschaft ist die Konstantinopeler. Sie kostet 115,500 Rubel, inkl. 50,000 Rubel für den Botschafter; es folgen sodann: die Londoner mit 91,500 Rubel, die Wiener mit 86,000 Rubel und die Berliner mit 84 700 Rubel inkl. 50,000 Rubel für jeden der drei Botschafter; die Pariser mit 84,600 Rubel inkl. 40,000 Rubel für den Botschafter, und die italienische mit 70 000 Rubel inkl. 40,000 Rubel für den Botschafter. Von den Missionen kommt die in Peking am theuersten zu stehen — 60,700 Rubel, wobei der Ministerresident ein Gehalt von 30,000 Rubel bezieht; die Mission in Jeddo kostet 52,000 Rubel. Die billigste ist die in Karlsruhe — 30,000 Rubel. Im Ganzen sind die Kosten zum Unterhalt der ausländischen Botschaften und Missionen Rußlands 1,060,350 Rubel, der Konsulate auf 654,070 Rubel für das nächste Jahr veranschlagt worden.

Ausland.

Paris, 2. September. Die großen Herbstmanöver werden bekanntlich in diesem Jahre zwischen Amiens, Doullens und Arras stattfinden. Zuerst sollten die dortigen beiden Armeekorps, das 1. und das 2, gegeneinander operiren. Den neuesten Bestimmungen zufolge werden dieselben aber, das erste unter General Billot, das zweite unter General Vilmett, ihre Manöver getrennt ausführen. Die fremden, zu diesen Manövern geladenen Offiziere werden in zwei Gruppen getheilt: die Deutschen, Engländer, Italiener, Belgier, Japanesen, Amerikaner, Schweden und Türken gehen zum ersten Korps und haben ihr Hauptquartier in Arras; die Oesterreicher, Russen, Spanier, Holländer, Griechen, Portugiesen, Serben und Schweizer folgen den Manövern des zweiten Korps von dem Hauptquartier in Amiens aus. Wie verlautet, trennte man absichtlich die Deutschen von den Spaniern und die Engländer von den Russen. Die verschiedenen fremden Militär-Abordnungen werden bei ihrer Durchreise durch Paris in Abwesenheit des Präsidenten der Republik von General Pittie empfangen werden.

Paris 4. September. Die Journale „Paris" und „France" und nach ihnen noch einige andere Blätter protestiren heute energisch gegen das „Manöver" der spanischen ministeriellen Presse und Regierung, welche insinuirten, daß die antideutsche Agitation in Spanien von der französischen republikanischen Presse inspirirt und geschürt worden. Es sei dies ebenso wenig richtig, wie daß die letztere eine Kampagne gegen die Monarchie zu Gunsten der Republik in Spanien mache. Jene Pariser Blätter erklären jetzt, daß man hier vielmehr die Karolinen-Frage mit skeptischer Gleichgültigkeit betrachte und sie leugnen jeden hier geäußerten Enthusiasmus über die spanisch deutsche Differenz. Vielleicht darf man dahinter eine abdämpfende Einwirkung der französischen Regierung vermuthen, welche gleichzeitig den Präfekten anbefohlen hat, deutschfeindliche Kundgebungen auf den Straßen von Seiten der Spanier und mit diesen demonstrire den Franzosen auf das Entschiedenste zu verhindern und zu unterdrücken Auch Deroulède zeigte sich gestern bei der Begrüßung der spanischen Delegirten auf dem Polygon zu Vincennes bemerkenswerth zahm.

Stettiner Nachrichten.

Stettin, 5. September. Die den Besitz von Sprengstoffen betreffenden Strafbestimmungen der §§ 7, 8, 9 des Reichsgesetzes vom 9. Juni 1884 beziehen sich nach einem Urtheil des Reichsgerichts, 4. Strafsenats, vom 12. Juni d. J., schon auf das thatsächliche wissentliche Innehaben von Sprengstoffen, gleichviel ob dieses Innehaben im Sinne der Regeln des Zivilrechts als „Besitz" aufzufassen ist oder nicht.

— Ein gemeinnütziger Vorschlag des kürzlich verstorbenen Berliner Arztes Dr. Paul Börner wird gegenwärtig in Berliner ärztlichen Kreisen wieder sehr lebhaft besprochen; er bezweckt eine anderweite, zweckmäßige Organisation unseres Ammen-Vermiethungswesens, das bei uns in seiner gegenwärtigen Gestalt zu einer wahren Kalamität geworden ist. Es ist gar nichts Seltenes, daß in einer Familie bei einem Kinde die Amme drei, vier Mal und öfter gewechselt werden muß, weil sie sich nach dem Antritt ihrer Stellung in derselben als ungeeignet erweist. Reisekosten, Vermittelungsgebühren müssen von den Herrschaften getragen werden, so daß das Halten einer Amme auch in den allernothwendigsten Fällen einen sehr erheblichen Kostenaufwand verursacht, und zwar zum nicht geringen Theile für Dienste, die gar nicht geleistet worden sind. Die Ursache liegt daran, daß den Agenten gar nicht daran liegen kann, geeignete Personen zu vermiethen, je öfter diese ihre Stellung wechseln, desto höher ist ihr Honorar. Bei der hohen Wichtigkeit, welche das Ammenvermiethungswesen für die Ernährung mutterloser und zahlreicher anderer Säuglinge hat, hielt Börner es für zweckmäßig, wenn diese Angelegenheit behördlicherseits in die Hand genommen würde; Personen, die eine solche Stellung einzunehmen wünschten, sollten sich beim zuständigen Kreisphysikus melden, der dann auf Anfrage die zu solchen Stellungen überhaupt geeigneten Personen vorschlagen sollte. Nicht blos, daß durch solche Organisation dem gesundheitlichen Interesse sehr gedient wäre, für die Großstädte fiele damit der wenig erfreuliche Zustand fort, daß die Ammen in großen Transporten von den Agenten hier gleichsam auf den Markt gebracht werden und, falls sie kein Unterkommen finden, sich selbst oder den bekannten Frauen überlassen bleiben, von denen zu entkommen oder wieder in geordnete Verhältnisse zurückzukehren nur selten möglich ist.

— Der Unterstützungs-Verein ehemaliger Kameraden des Garde-Vereins feierte Sedan am 2. d. M. im festlich dekorirten Köhler'schen Vereinshause. Nach der von dem Vorsitzenden des Vereins, Herrn F. Rettig, gehaltenen Festrede betrat Herr Pastor Mans das Podium, um mit ergreifenden Worten des glorreichen Tages von Sedan und der zu dem Siege mit beigetragenen und im letzten Jahre heimgegangenen Heerführer Prinzen Friedrich Karl, des Feldmarschalls von Manteuffel und Anderer zu gedenken. Mit einem Hoch auf Seine Majestät den Kaiser, in welches alle Anwesenden begeistert einstimmten, schloß der Redner. Ein hierauf folgendes Tanzkränzchen hielt die Festtheilnehmer bis zum frühen Morgen zusammen.

Kunst und Literatur.

Theater für heute. Elysiumtheater: „Die wilde Toni." — „Im Reiche der Mütter." — „Die kleine Schlange."

Wie Richard Wagner seinen „Holländer" einmal poetisch vertheidigt hat, dürfte wenig bekannt geworden sein. Nach der ersten Aufführung von R. Wagner's „Fliegendem Holländer" in Zürich erschien in der „Eidgenössischen Zeitung" folgender poetische Angriff:

Ein Vater, der sein Kind versteigert,
Und doch dabei ein guter Christ;
Ein Blaubart, welcher unverweigert
Der Niegeschauten Käufer ist;
Dann dieses Urbild, welches drinnen
Behaglich auf dem Polster liegt
Und, während flink die Schwestern spinnen,
Sich in verrückten Träumen wigt —
Drauf die Vermählung! — Wer beschriebe
Allhier der Dichtung hehre Spur:
Die Niederlage echter Liebe
Und den Triumph der Unnatur?
Zum Schluß: ein Weltslärm der Matrosen,
Gewürzt durch den Gesang vom „Föhn",
Durch Angstgeschrei und Fluthentosen —
Kurzum, das Ding ist — mehr als schön!
Dem Wassertod folgt die Verklärung,
Gleichwie die Melodie dem Text . . . .
Was Wunder, daß die Kunstbescheerung
Ein hohes Publikum behext!

Ein Argauer.

Darauf antwortete Richard Wagner:

Dem „Argauer".

Daß Dein moralisch kritischer Verstand
Gerad' an dem so harten Anstoß fand,
Was uns'res Herzens tiefstem Mitempfinden
Als ganz Unwesentliches mußt' entschwinden;
Daß so Dein Spähblick einzig das ermißt,
Was dem Gefühl fürwahr gar nicht vorhanden ist,
Wogegen eben das Dir ging verloren,
Was dieses sich als wesentlich erkoren:
Daran erkenn' ich schnell mit leichtem Rath,
Du Aermster sei'st — ein ganzer Literat! —
Nicht Mensch, noch Künstler ist, den ich so nenne,
Den ich als traurig Neutrum einzig kenne:
Was nicht als Mensch er eigen frei empfand,
Als Künstler nicht schafft nach es sein Verstand;
Was er aus Schriften lernte von Doktrinen,
Muß als Bedarf für Mensch und Kunst ihm dienen.
So hängt er zwischen Leben und Vergeh'n,
Fast wie Du's kannst am „fliegenden Holländer" seh'n:
Schwankt ruhlos dieser zwischen Land und Meeren,
Von ihm laß Dir den Weg des Heils doch lehren!
Er sucht das Weib, deß' tiefstes Mitgefühl
Erlösung brächt' aus nächtlichem Gewühl.
Dies Weib des Heils, o könntest Du Dir's deuten,
Da Deutung Noth thut grundgescheiten Leuten:
Träfst Du es an, und möcht' es sich Dir weih'n,
Du hörtest auf dann — Literat zu sein!

Ein Züricher.

Aus den Provinzen.

†† **Tempelburg**, 3. September. Der hiesige Krieger-Verein hatte gestern Abend zur Sedanfeier einen Fackelzug, welcher sich durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte, veranstaltet und hatte sich diesem Zuge eine große Menge angeschlossen. Leider verlief diese Feier nicht ohne Störung, vielmehr kam es unter dem schaulustigen Publikum zu Reibereien, welche in Messer-Affairen ausarteten, so daß mehrere Personen gefährlich durch Messerstiche verletzt wurden und in ärztlicher Behandlung sich befinden. Unter Anderem hat ein ganz schuldlos dahin schreitender Schneider-Lehrling, Namens Gierke, von hinten einen Stich in den Rücken erhalten; ob dieser Stich einem Anderen gelten sollte, oder ob der Messerheld nur bestialischen Blutdurst befriedigen wollte, ist noch nicht aufgeklärt. Hoffentlich gelingt es, den Attentäter zu ermitteln und würde eine exemplarische Bestrafung in solchem Falle nur am Platze sein.

Vermischte Nachrichten.

Geflügelte Worte.
(Neueste Auflage.)

Ernst ist das Leben,
Weiter bringt die Gunst.

* * *

Ein guter Mensch hat an dem dunklen Tranke
Des echten Bieres seine Lust.

* * *

Ja, in der Schenk' zeigt sich zu oft der Meister.

* * *

Von Torte ist genug gegessen,
Laßt mich nun endlich Braten seh'n.

— Von den zahlreichen Nachahmern des „Gedankenlesers" Cumberland dürfte wohl am meisten Herr Hennecke in Braunschweig die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Wie uns mitgetheilt wird, hat genannter Herr kürzlich wiederholt ganze Worte und Sätze errathen, was schon wegen der größeren Vielseitigkeit der Schriftzeichen weit schwieriger ist, als das von Cumberland als Gipfelpunkt seiner Fertigkeit bezeichnete Errathen von Zahlen. Recht anerkennenswerth ist, daß Herr Hennecke, ein wohlbestallter Fabrikbesitzer und Lieutenant der Reserve, seine Vorstellungen ganz und gar zu Gunsten der Hinterbliebenen verunglückter Bergleute giebt.

— (Scheintodt.) In Gefahr, bei lebendigem Leibe begraben zu werden, stand am Mittwoch voriger Woche D. A. Pangburn, ein bekannter und allgemein geachteter Bürger von Orange Township, dessen Farm nur wenige Meilen von Jeffersonville, Ind., entfernt liegt Der „Louisville Anzeiger" erzählt: „Pangburn litt an Pneumonie, und zu Anfang vergangener Woche begann sein Zustand sich zu verschlimmern und seine Kräfte langsam, aber stetig abzunehmen. Seine Familie gab alle Hoffnung auf Genesung auf und als am Mittwoch Abend der Patient seinen Geist aushauchte, kam sein Tod nicht unerwartet. Der Todte wurde ausgezogen, in frische Kleidungsstücke gehüllt und für die Beerdigung bereit gelegt. Einige Nachbaren kamen, um noch einen letzten Blick auf das stille, bleiche Antlitz ihres verstorbenen Freundes zu werfen, und man berieth bereits über das genaue Datum des Begräbnisses, als der Todte — auf einmal wieder lebendig wurde. Man bemerkte Spuren zurückkehrenden Lebens, das Antlitz röthete sich wieder, der Körper, der kalt und starr geworden war, wurde wieder warm, und die Brust hob und senkte sich leise unter schwachen, aber regelmäßigen Athemzügen. Die Mitglieder der Familie des Patienten befanden sich natürlich in hochgradiger, wenn auch freudiger Aufregung. Die Kräfte Pangburns nahmen stündlich zu, und er war bald im Stande, seine Stimme wieder zu gebrauchen und um einen Trunk Wasser zu bitten, der ihm natürlich verabfolgt wurde. Man hoffte, der Kranke werde sich wieder erholen; aber seine Kräfte nahmen anstatt dessen wenige Stunden, nachdem er aus seinem Scheintode wieder zum Bewußtsein gekommen war, wieder ab, die Athemzüge wurden wieder schwächer und hörten auf einmal ganz auf. Das Blut pulsirte nicht mehr durch die Adern, — das Herz hörte auf zu schlagen, und von neuem wurde der Körper Pangburns starr und kalt. Mit ängstlicher Spannung wurde alles dies beobachtet; aber diesmal schien kein Zweifel mehr an seinem Tode zu sein. Doch auch jetzt noch wurden die Vorbereitungen zur Beerdigung vergeblich getroffen. Zum zweiten Male kehrte Pangburn zum Leben zurück. Seitdem hat sich sein Zustand bedeutend gebessert, und es ist Aussicht auf vollständige Genesung des jetzt allerdings noch sehr schwachen Patienten vorhanden. Der Fall erregt natürlicherweise allgemeines Aufsehen und bildet überall das Tagesgespräch in jener Gegend. Man sieht mit Spannung der weiteren Entwickelung entgegen. Interessant dürften Herrn Pangburns Mittheilungen über seine Erfahrungen sein, wenn er erst einmal kräftig genug sein wird, um solche machen zu können. Allgemein ist man neugierig zu erfahren, ob er dieselben Erfahrungen machte, wie andere vor ihm vom gleichen Schicksal Betroffene, d. h. ob er alles beobachten und hören konnte, was um ihn herum vorging, ohne die Kraft zu haben, sich zu regen. Hätte sein todesähnlicher Schlaf einen Tag länger gedauert, so würde er sicherlich lebendig begraben worden sein.

— (Aus der Schlinge gezogen.) (Im Wohlthätigkeitsbazar.) Dame: „Mein Herr, Sie kaufen mir gewiß dieses kleine Bouquet ab!" — Herr: „Gern, mein Fräulein! Was kostet dasselbe?" — Dame: „Nun, sagen wir zwanzig Mark!" — Herr: „Mein Fräulein, das ist mir zu theuer!" — Dame (einen Kuß auf das Bouquet drückend): „Und nun, mein Herr?" — Herr (sich umdrehend): „Jetzt ist es für mich unbezahlbar!"

— Um durchnäßtes Schuhzeug vor dem Einschrumpfen und Engerwerden zu behüten, räth die „Schuhmacher-Zeitung", naß gewordene Stiefel bis zur Knöchelgegend mit Hafer zu füllen, welcher zuvor in einem Gefäß auf dem Ofen dürr getrocknet, aber nicht gebräunt worden ist. Der Hafer zieht die Feuchtigkeit aus dem Leder, quillt und füllt dadurch den Stiefel so fest aus, daß ein Einschrumpfen nicht möglich ist. Ist der Hafer getrocknet, so kann man ihn immer wieder von Neuem benutzen. Mancher Kunde würde sich gern die wenigen Umstände machen, wenn ihn sein Schuhmacher davon in Kenntniß setzte, schließt die „Schuhmacher-Zeitung" ihren Rath.

— (Ein Berliner Witz.) Schulze, auf's Land kommend: „Mein Jott! sind hier bei Ihnen de Kühe aber mager. Die haben woll uf 'ner Trauerweide jejrast?"

Verantwortlicher Redakteur W. Stevers in Stettin

Telegraphische Depeschen.

Marseille, 3. September. (Meldung der „Agence Havas".) In der Zeit von gestern Nachmittag 5 Uhr bis heute Nachmittag 5 Uhr sind beim Standesamte hierselbst 12 Cholera-Todesfälle angemeldet.

Kronstadt, 4. September. Gestern Abend traf auf der hiesigen Rhede aus Peterhof die Yacht „Alexandra" unter dem Breitwimpel des Kaisers ein. Später wurde die kaiserliche Standarte auf der Yacht „Derschawa" gehißt.

Peterhof, 4. September. Der Kaiser und die Kaiserin sind gestern hier wieder eingetroffen. Der Kaiser empfing den bisherigen Botschafter Thornton, welcher sein Abberufungsschreiben überreichte.

Konstantinopel, 4. September. Die erste Konferenz des Ministers des Auswärtigen, Assym Pascha's, und des Minister Evkafs, Kamil Pascha's, mit Drummond Wolff, welche gestern Nachmittag stattfand, dauerte nur kurze Zeit und hatte einen rein vorbereitenden Charakter. Wie versichert wird, sollen jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend regelmäßige Sitzungen abgehalten werden.

London, 3. September. Der Staatssekretär für Indien, Churchill, hielt in Sheffield eine Rede, in welcher er mittheilte, man habe Lord Dufferin und Ridgway bezüglich der neuen zuletzt von Rußland vorgeschlagenen afghanischen Grenzlinie um ihre Ansicht gefragt. Beide hätten sich dahin geäußert, daß die neue Linie dem Emir seine dominirende Position, sowie den freien Besitz des Zulfikarpasses zugestehe und daß durch dieselbe den Verpflichtungen Englands gegen den Emir vollkommen genügt werde. Er (Churchill) glaube daher, daß man unverzüglich zur Grenzbesteckung schreiten könne, auch sei die Hoffnung nicht unbegründet, daß mit Rußland Abmachungen getroffen werden könnten, welche bezwecken, der gegenwärtigen Lage der Dinge in Zentral-Asien eine gewisse Beständigkeit zu verschaffen. Die Regierung habe volles Vertrauen zu dem Emir.

Newyork, 3. September. Die Einstellung von chinesischen Arbeitern an Stelle der streikenden weißen Arbeiter in den Kohlengruben von Rocksprings und Wyoming gab Anlaß zu blutigen Szenen. Die Weißen, welche sich mit Gewehren bewaffnet hatten, griffen die Chinesen an, tödteten 15 derselben, brannten 80 Häuser nieder, und trieben gegen 500 Chinesen in die Berge, wo sie Noth leiden. Man sendet ihnen Lebensmittel. Die Kohlengruben gehören der Union-Pacific-Railway.